

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 28 (2002)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Hannes Hinterer, *Eingestellt werden. Über die soziale und familiäre Prägung individueller Berufswege von Männern*, Schriften der Johannes-Kepler-Universität, Reihe B – Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Band 51, Linz: Universitätsverlag Rudolf Trauner, 2001, 149 S.

Hinterer geht es in seiner methodisch innovativen, theoretisch jedoch etwas voreingenommenen Diplomarbeit um den Nachweis, dass Lebens- und Berufsverläufe trotz aller Individualisierung auf soziale Herkunft rekurrieren und sozialtypische Denk- und Verhaltensweisen reproduzieren. Diese Intention erfährt der Leser bereits im ersten Kapitel dieser Studie, ehe er in den nächsten drei theoriegeleiteten Abschnitten Basisinformationen über Sozialisation, Pierre Bourdieus Sozialstrukturanalyse und die im späteren Verlauf dieser Arbeit angewandte Methode der Biographieforschung erhält. Auf dieser Methode beruhen die drei vom Autor durchgeführten narrativen Interviews, die in den Kapiteln 5 bis 7 *in extenso* präsentiert und in Kapitel 8 vergleichend analysiert werden. Resümierende Ausführungen, welche die Vorzüge der methodischen und theoretischen Vorgehensweise unterstreichen, stehen im Mittelpunkt des Schlusskapitels.

Im ersten Kapitel (S. 1–4) dieser übersichtlich strukturierten Arbeit skizziert Hinterer das forschungsleitende Konzept. Bourdieus Theorie der Lebensstile zufolge ist menschliches Verhalten nicht dem indi-

viduellen Gefühl, sondern einer sozial strukturierten Logik untergeordnet. Bevor diese Theorie *en détail* diskutiert wird, führt der Verfasser im zweiten Kapitel (S. 5–19) in die Grundzüge der Sozialisation ein. Hierzu gehören allgemeine Erläuterungen zu den Grundbegriffen «Entwicklung» (in Abgrenzung zu «Sozialisation»), «Behaviorismus» und «Subjektivismus». Das nächste Kapitel (S. 20–36) kann als das theoretische Hauptkapitel betrachtet werden. In enger Anlehnung an Bourdieus «Die feinen Unterschiede» führt Hinterer näher aus, wie alle Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata auf der Stellung der Bezugsgruppe (primär: Familie) im sozialen Kontext beruhen. Der Habitus als Konglomerat dieser Einstellungen ist dadurch immer klassenspezifisch. Im Anschluss an das Habituskonzept rezipiert Hinterer die ebenfalls auf Bourdieu zurückgehende Differenzierung der Kapitalsorten: Ökonomisches Kapital als Geldwerte und Sachwerte, die sich rasch in Geldwerte konvertieren lassen, kulturelles Kapital als in der (Schul-) Ausbildung erworbene körperliche und kognitive Fähigkeiten und soziales Kapital, verstanden als wichtige Kontakte und Beziehungen, werden voneinander unterschieden. Den Abschluss dieses theoretischen Basiskapitels bildet Bourdieus Konzept des sozialen Raums, der je nach Kapitalvolumen und -struktur in «oben» und «unten» eingeteilt werden kann. Kapitel 4 (S. 37–50) illustriert die methodische Vorgehensweise, die qualitativen Forschungs-

methoden, insbesondere der Biographieforschung, Priorität gegenüber quantitativen einräumt. Ziel der Biographieforschung ist es, Bedeutungs-, Erlebnis- und Realitätsdimensionen, die einer Person zugrunde liegen, herauszuarbeiten. Neben diesen allgemeinen Bemerkungen zur Wahl der Methode gibt Hinterer nähere Informationen zu den in den Folgekapiteln interviewten Personen: Sie sind etwa gleich alt, männlich, haben eine ähnliche Ausbildung und maximal drei Jahre Berufserfahrung. Die letzte Prämissen lässt den Untertitel dieser Studie («Über die soziale und familiäre Prägung individueller Berufswege von Männern») in einem ganz anderen Licht erscheinen. Da alle Probanden erst am Anfang ihrer Berufslaufbahn stehen, können die «Berufswege» bestenfalls einen kleinen Lebensausschnitt abbilden. In der Tat nehmen in den Erzählungen der jungen Männer Kindheitserlebnisse, Schul- und Universitätslaufbahn einen weitaus grösseren Raum als der Berufsstart ein.

Sehr ausführlich werden in den Kapiteln 5 bis 7 (S. 51–79, 80–108, 109–133) die narrativen Interviews wiedergegeben und in Bourdieus Klassen- und Raumtheorie eingruppiert. Der Interviewte Erich Leitner ist aufgrund des geringen Kapitalvolumens im unteren sozialen Raum angesiedelt. Die Wahl des (wirtschaftlich schwer verwertbaren) Soziologiestudiums wird als Widerspruch zum Habitus gedeutet, der auf wirtschaftlichen Erfolg ausgerichtet sein müsste. Nach dem Studium tritt der Habitus der unteren Schichten deutlicher zu Tage: Obwohl lukrative Beschäftigungen möglich sind, verfährt Erich nach dem Prinzip: Sicherheit und Bescheidenheit. Hedonismus, Extravaganz und das Leben in einer Grossstadt werden abgelehnt. Praktische Entscheidungen haben Vorrang. Der Interviewte Michael Fernmüllers Verhaltens- und Denkmuster sind vom unterschiedlichen finanziellen Hintergrund der Eltern geprägt. Durch das ökonomisch und sozial hohe Kapitalvolumen seines Vaters kann er unbeschwert in Bildung (Doppelstudium Jus und BWL) investieren. Der Umgang mit

sozialem Kapital wird in sozialen Beziehungen von Grund auf erlernt. Die Übernahme der Verhaltensmuster der gehobenen Klasse wird besonders im Distinktionsstreben, in der Negation alles Durchschnittlichen und in der Bewertung der Arbeit (nicht als Notwendigkeit, sondern als Spass und Lebensverwirklichung) deutlich. Der dritte Interviewte Stefan Walch entstammt einer ökonomisch gefestigten Familie mit ausreichendem Bildungskapital. Er nimmt eine mittlere Position im sozialen Raum ein. Bildungskapital ist für ihn ein wichtiger Faktor zur Erlangung von ökonomischem Kapital. Bei der Wahl der Schule stehen wirtschaftliche Interessen genauso im Vordergrund wie bei der Wahl des Studiums. Stefan hat typische Denk- und Verhaltensmuster der Mittelschicht verinnerlicht: Er anerkennt die kulturellen Praktiken der Oberschicht. Von den praktischen, rein auf Notwendigkeit bedachten Verhaltensweisen der Unterschicht grenzt er sich ab. Das Studium wählt er aus Gründen der wirtschaftlichen Verwertbarkeit, nicht der Selbstverwirklichung wegen. Im vorletzten Kapitel (S. 134–137) gelangt Hinterer zu einer vergleichenden Einordnung der drei Bildungsprozesse. Während Erich sein Bildungskapital nicht ausschöpft, dienen Michael Beruf und Freizeit dazu, sich selbst zu verwirklichen. Stefan will neben seinem Beruf noch Zeit für seine Familie haben und bricht mit der typischen Aufstiegsorientierung der Mittelschicht. Trotz dieser habituellen Abweichung kommt Hinterer zum Fazit, dass bei allen drei jungen Männern die Relation im sozialen Raum fast unverändert blieb und die Gesellschaftsstruktur reproduziert wurde. «So wiederholt sich die soziale Welt zu einer neuen alten sozialen Welt» (S. 137).

Am Ende des Buches (Kapitel 9, S. 138–143) macht Hinterer nochmals auf theoretische und praktische Forschungsprobleme aufmerksam und schliesst mit der Erkenntnis, dass die «Theorie der Lebensstile und die Methode biographischer Forschung für praktische Forschung sehr brauchbar sind» (S. 142 f.). Diese Erkennt-

nis bleibt letztlich doch trivial, da sich ein Operieren mit unbrauchbaren Forschungswerkzeugen als fatal erwiesen hätte. Leider enthält die Studie zudem orthographische und syntaktische Mängel. Ärgerlich ist auch, dass nicht überall gebräuchliche Abkürzungen des österreichischen Bildungssystems wie HTL, AHS oder BHS unerklärt bleiben. Von diesen misslichen Petitessen abgesehen, ist der Autor zu sehr darauf fixiert, Bourdieus theoretisches Konzept des sozialen Raums zu verifizieren. Abweichungen hiervon werden zwar konstatiert, z. B. Erichs Soziologiestudium als Bruch mit dem auf wirtschaftlichen Erfolg ausgerichteten Habitus oder Stefans grosse Wertschätzung des Familienlebens, die im Widerspruch zur typischen Aufstiegsorientierung der Mittelschicht steht, jedoch nur *en passant* notiert und nicht weiter verfolgt. So kann die sehr stringent aufgebauten Arbeit, die mit grossem empirischem Forschungsfeuer die Prägekraft sozialer Strukturen nachweisen wollte, ihr hochgestecktes Ziel letztlich nicht ganz erreichen, da sie sich in der Beweispflicht der Bourdieuschen Klassentheorie verfangen hat.

Stephan Enser

*Universität Würzburg, Institut für
Soziologie, Wittelsbacherplatz 1
D-97074 Würzburg*

Stephan.Enser@mail.uni-wuerzburg.de

Eva-Marie von Harrach, Thomas Loer und Oliver Schmidtke, *Verwaltung des Sozialen. Formen der subjektiven Bewältigung eines Strukturkonflikts*. Mit Beiträgen von Ulrich Oevermann und Thomas Ley, Konstanz: Universitätsverlag, 2000, 357 S.

Forschung zur Armut hat sich vielfach und lange darauf beschränkt, ihren Untersuchungsgegenstand ohne die institutionellen Regulative zur Armutsbearbeitung mitzubedenken. Dies bedeutet, dass wir viel über Armutskarrieren, Armutsverteilungen und sogenannte Risikodispositionen zur Armut

wissen. Aber unter welchen Bedingungen die soziale Tatsache der Armut im modernen Wohlfahrtsstaat durch Registrierung und Fallwerbung im Sozialamt erzeugt wird, darüber sind bisher kaum empirische Arbeiten im deutschsprachigen Raum verfügbar. Im Anschluss an die These von Lewis A. Coser wonach Armut soziologisch nie allein eine Frage geringen Einkommens oder anderer Deprivations sein darf, sondern prinzipiell nur über die gesellschaftlichen Reaktionen darauf verstanden werden kann, beschäftigen sich die Autoren mit den Beschäftigten in der Sozialhilfe.

Ausgehend von diesem soziologisch inspirierten Blick werden im Einführungskapitel unterschiedliche historische Epochen und ihr Umgang mit Armut vorgestellt. Vom christlichen Armutsideal bis hin zur modernen Sozialpolitik werden so Elemente institutionalisierter Reaktionen auf Armut zusammengetragen. Anschliessend folgt ein Kapitel zur Armut in Deutschland, in dem zu Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in sozialen Ämtern übergeleitet wird. Im Kern geht es den Autoren um das Handlungsproblem der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in solchen Einrichtungen: «Das spezifische Handlungsproblem für die Bediensteten in Sozialämtern besteht darin, die jeweils konkrete und widersprüchliche, komplexe Handlungs- und Entscheidungssituation im Einzelfall sachangemessen, d. h. unter Würdigung der Besonderheit des jeweiligen Falles mit den bürokratischen Verfahrensweisen in Einklang zu bringen, ohne dass hierbei nur ein voreingerichteter standardisierter Ablauf abgearbeitet werden könnte» (S. 90). Dieses Handlungsproblem verweist auf den fundamentalen Gegensatz von Organisation und Profession. Organisationen bürokratischer Art bergen dauernd die Gefahr, professionelles Handeln dahingehend einzuschränken, als sie dieses nur unter rechtlichen Regularien subsummieren, legitimieren und bewerten. Das für professionelles Handeln konstitutive Arbeitsbündnis zwischen «Profi» und Klient gerät dabei schnell ausser Reichweite. Dies ist ein

Strukturkonflikt, der nicht nur für die Sozialarbeit, sondern für alle halb oder ganz professionalisierten Handlungsfelder zutrifft, soweit diese in Abhängigkeit von grossen Organisationen stehen.

Bevor nun dieser Spagat zwischen Bürokratie und Profession am empirischen Fallmaterial gemäss der Methode der objektiven Hermeneutik an zwölf Fallanalysen systematisch dargelegt wird, führt ein im Kapitel IV von Ulrich Oevermann verfasster Textteil unter dem Titel «Dienstleistung der Sozialbürokratie aus professionalisierungstheoretischer Sicht» in bekannt wortgewaltiger, aber auch messerscharfer Theoriearbeit in die zur Zeit elaborierteste soziologische Professionstheorie in Deutschland ein. Es wird darin konstatiert, dass die Sozialarbeit in einem nicht auflösabaren Strukturdilemma steht. Sie ist gleichzeitig im Focus der Rechtspflege und im Focus der Therapie professionalisierungsbedürftig, aber nicht wirklich professionalisierbar. Diese Arbeit unterliegt zunächst und schwer gewichtig dem rechtspflegerischen Handeln und dessen Strukturlogik. Die Sozialverwaltung ist in erster Linie gehalten, im Sinne des Gleichheitsgrundsatzes ohne Ansehen der Person zu handeln und die Interessen der Rechtsgemeinschaft gegen das einzelne Partikularinteresse wahrzunehmen. In der Strukturlogik des therapeutischen Arbeitsbündnisses hingegen steht gerade das Interesse des einzelnen Klienten im Vordergrund. Es geht um die Wiederherstellung von Handlungsautonomie und nicht um politische Vergemeinschaftung. Solange dieses Dilemma wirkt, ist nach Oevermann eine echte Professionalisierung der Sozialarbeit aus handlungs- und strukturtheoretischer Sicht nicht möglich. Als Ergebnis dieser Aporie werden die SozialarbeiterInnen zu doppelten Opfern: «Zum einen, indem sie mit ihm objektiv konfrontiert sind und zum anderen, indem sie – es objektiv verleugnend – seine Normalität wie selbstverständlich übernehmen, an deren Massstäben sie notwendig scheitern müssen» (S. 73).

Im daran anschliessenden Kapitel V wird das Handlungsproblem des Personals in sozialen Ämtern noch zusätzlich aus Bourdieu'scher Perspektive mittels des Habituskonzepts differenziert und durch rollentheoretische Überlegungen zugespitzt. Die darauf folgenden empirischen Fallstudien lösen mit dieser satten Theorieleitung das intendierte Programm vollständig und überzeugend ein. Es zeigt sich darin gut nachvollziehbar, dass die objektive Hermeneutik als Methode zur Aufklärung im doppelten Wortsinn beitragen kann. Erstens finden wir eine Entmystifizierung und Versachlichung der Sozialarbeit, die doch lange von normativen Ideologemen dominiert worden ist. Es scheinen in den Fallstudien zahlreiche Deutungsmuster und Beschreibungen von Sozialarbeit auf, die klar machen, dass hier wirklich nur Momente professionalisierten Handelns in der Problembewältigung erwartbar sein dürfen und können. Zweitens klären diese Fallanalysen durchaus auch über die Methode, deren Anwendung und deren Reichweite selber auf. Dass dabei im vorliegenden Buch ein ermüdender materieller Überschuss auf mehr als 180 Seiten präsentiert wird, ist jedoch kritisch anzumerken und verweist auf ein Darstellungsproblem solcher Forschung. Es hätte aus Sicht des Rezessenten durchaus gereicht, einen oder zwei Fälle derart extensiv auszubreiten und die übrigen Fallanalysen auf deren Ergebnis zu verkürzen. Die Empirie wäre dadurch nicht weniger glaubwürdig geworden.

Im einen Exkurs am Schluss des Buches, das in der Zusammenarbeit zwischen der Universität und einer Fachhochschule entstanden ist, fragt sich abschliessend Thomas Ley anhand der Erfahrungen mit der objektiven Hermeneutik nach deren Status in der Ausbildung von Polizeibeamtinnen und -beamten. Die Ausführungen enden mit Überlegungen zum Beitrag der Soziologie in der Ausbildung für den gehobenen Dienst der öffentlichen Verwaltung. Diese durchaus bedenkenswerten und anregenden Ausführungen werden hier nicht

mehr referiert und kommentiert. Sie verweisen – bereits an einem anderen Untersuchungsfeld – weg vom empirisch-theoretischen Kern zur Sozialverwaltung und stellen Fragen auch zum Status der Soziologie. Insgesamt sind in diesem Buch eigentlich mehrere Bücher enthalten. Damit wird eine Unentschlossenheit der Autoren manifest, die nicht nur zum Vorteil gereicht. Kein im Buch enthaltener Text ist uninteressant oder überflüssig. Doch eine Beschränkung auf den Kern – das Handlungsproblem in Sozialdienst – wäre für die Leserschaft im Sinn einer Verwesentlichung sicher hilfreich gewesen. Insgesamt handelt es sich aber bei diesem Text zweifellos um einen hervorragenden soziologischen Beitrag zur Sozialstaatsforschung, von der man sich eigentlich nur eines wünscht: Mehr davon.

Christoph Maeder
FHS St. Gallen für Wirtschaft, Technik
und Soziale Arbeit
Institut für Soziale Arbeit
Industriestr. 35, 9401 Rorschach
Mail: christoph.maeder@fhsg.ch

Patrick Peretti-Watel, *Sociologie du risque*, Paris : Armand Colin, 2000, 288 p.

L'ouvrage de Peretti-Watel sur la problématique du risque dans nos sociétés occidentales est une tentative de synthèse des différentes approches du concept de risque en sciences humaines. Il veut nous convaincre de l'utilité, voire de la nécessité de s'inspirer de disciplines parentes de la sociologie. Selon lui, on dispose de peu d'ouvrages remplissant cette fonction en langue française, et l'auteur présente d'ailleurs une littérature essentiellement anglo-saxonne. Malgré cette volonté d'ouverture, l'auteur se limite lui aussi en ne s'intéressant qu'aux risques « indésirables » et « dommageables » et ne fait allusion que sporadiquement aux pratiques pour lesquelles le risque est recherché, comme les « sports à risque »¹, ainsi que

lorsqu'il est opportunité de gagner, comme la spéculation boursière par exemple. L'auteur n'aborde pas non plus le domaine de l'expertise des risques, de la gestion publique et collective des risques. Le centre d'intérêt de cette ouvrage est de mettre en évidence les perceptions, constructions et dénégations des individus et des groupes qui suscitent tant d'incompréhension et de perplexité auprès des experts, les individus ayant selon eux tendance à fortement sous-estimer certains risques tout en sur-estimant d'autres. Cette limitation se comprend toutefois très bien dans la mesure où une prise en compte exhaustive de la problématique du risque serait une entreprise pharaonique, tant ce concept a pris de l'importance dans les préoccupations citoyennes, politiques et sanitaires d'aujourd'hui.

Le risque fait partie du quotidien de chacun, c'est un concept très vaste qui nous accompagne tous les jours de manière directe ou indirecte, malgré les efforts que nous consentons pour les éviter. En effet, la personne qui décide de minimiser autant que possible les risques dits « volontaires » sera toujours exposée à certains risques « involontaires ». En somme, le risque est indissociable de la vie de l'homme comme le rappelle le concept souvent cité « le risque zéro n'existe pas ». Une fois cet état de fait accepté par les hommes, on peut s'intéresser à la manière et aux stratégies, aussi bien individuelles que sociales, mises en œuvre pour éviter ou minimiser ce risque par le biais de notre comportement ou par le contrôle de nos attitudes et croyances. Il nous semble que la structure de l'ouvrage présenté ici (c'est-à-dire trois parties principales qui sont : la construction du risque, la perception des risques, et finalement le déni du risque) suggère implicitement ce rapport chronologique entre prise de conscience de l'existence d'un risque et « réac-

¹ Pour ce paradigme, le lecteur se tournera profitablement vers « Passions du risque » (1991) et « La sociologie du risque » (1995) de David Le Breton.

tion de protection » de la part des individus ou des groupes. Le mérite et la grande qualité de cet ouvrage sont certainement de passer en revue et de confronter une multitude d'approches théoriques, de courants scientifiques en allant du modèle de l'*homo oeconomicus*, à l'approche psychosociologique en passant par l'approche anthropologique du risque de Mary Douglas. Si l'on recherche une perspective ouverte et ambitieuse visant à traiter du concept de risque dans les sciences sociales, on ne peut qu'être satisfait par ce qui est proposé ici.

Dans la première partie relative à la question de la construction sociale du risque, Peretti-Watel se base essentiellement sur les écrits de Mary Douglas selon laquelle chaque société et chaque groupe définiraient quels sont les risques à maîtriser, lesquels sont acceptables ou doivent être combattus prioritairement. Elle définit quatre pôles culturels et leur différences concernant le rapport au risque. Les ancrages sociaux modifient en effet la perception des risques, ces quatre groupes ayant des rapports au risque très contrastés. Les valeurs diverses des groupes sociaux engendrent des risques acceptables divers et une hiérarchisation particulière des risques. Cette approche met en relief le point faible des théories psychologiques et économiques qui font abstraction de cet ancrage culturel et jugent du comportement et des croyances des individus par rapport à une « pensée rationnelle » ou scientifique.

Après avoir situé l'émergence probable du concept de risque avec les assurances maritimes du XIV^e siècle, l'auteur nous présente et discute la théorie probabiliste du risque et l'exemple du célèbre pari de Pascal. Pierre Bourdieu critique cette vision car on voit aujourd'hui avec le sida et le tabagisme par exemple que l'information « rationnelle » n'est pas suffisante pour modifier les comportements. Cette critique met en évidence la solidité des pratiques, leur robustesse alors que la raison est « convaincue ». Cela met en évidence la faiblesse des explications de la prise de risque en termes

de mauvais traitement de l'information comme dans le cas des risques de transmission du VIH. L'auteur présente ensuite la théorie d'Ulrich Beck sur la société du risque², qui avance l'idée d'une « démocratisation » des risques contemporains, tout en la relativisant et en exposant ses limites. Pour Beck, les risques technologiques (qui concernent tout le monde) remplacent les risques « naturels » (famine, maladie, agression). Bien qu'il y ait toujours une certaine asymétrie, chaque individu est exposé de manière semblable aux risques de catastrophe nucléaire ou à la pollution atmosphérique. La science peut mesurer les risques, mais elle ne voit pas forcément tous les risques (elle ne voit que les traces de ceux qu'elle mesure). Nous sommes donc dépourvus face à ces nouveaux risques à différents niveaux. On ne les perçoit pas, on est dépendant des mesures des scientifiques qui eux-mêmes sont dépourvus face à la complexité du problème (interactions insoupçonnées, phénomènes inconnus sur lesquels n'existent pas de connaissances comparables, etc.). Les problèmes relevés par Beck mettent en évidence la nécessité pour les individus de se forger leur propre opinion sur les risques voire de se mobiliser et de faire leur propres expertises. De ce point de vue aussi, le risque n'est donc pas une donnée objective, transmise par la science et acceptée par les profanes.

Dans la seconde partie, l'auteur s'attache à étudier la perception des risques et présente quelques théories économiques fondées sur la rationalité probabiliste. Le modèle théorique de l'*homo oeconomicus* est celui d'un individu isolé de son contexte social, il est averse au risque et à l'incertitude et utilise une rationalité probabiliste pour guider ses choix. Après une longue présentation des recherches utilisant ce paradigme, Peretti-Watel ne manque pas de

² Son ouvrage de référence vient d'ailleurs d'être traduit en français : « La société du risque, sur la voie d'une autre modernité », Aubier, Paris, 2001.

critiquer ce modèle, ou plutôt son inadéquation avec des risques sociaux qui diffèrent des jeux de hasard ou des loteries utilisés généralement dans ce domaine. L'auteur présente ensuite une série d'expériences étonnantes et intéressantes qui prennent le contre-pied du modèle de l'individu rationnel et mettent en évidence les différents biais de traitement de l'information, comme par exemple le biais de disponibilité, qui illustrent « l'irrationalité » de l'individu. Il relativise toutefois également la portée (problème de validité externe) de ces études expérimentales car les risques que nous encourons dans notre quotidien sont difficiles à reproduire en laboratoire, leur nature et les conditions sont différentes, rarement comparables à celles mises en place dans le cadre expérimental. Par contre, la confrontation de la théorie de Douglas et Wildavsky avec les données statistiques de l'AC SJ (analyse des comportements sexuels des jeunes)³ donne des résultats assez convaincants qui montrent que l'adhésion à certaines valeurs (conservatisme versus modernisme) ou certaines croyances (fort sentiment de contrôle sur ce qui nous arrive versus fatalisme) détermine quels risques nous craignons et lesquels nous tolérons. Il convient également de prendre en compte l'exposition des individus au risque et l'expérience qu'il en ont, qui sont des facteurs plus individuels, car la crainte ou non d'un risque n'est pas une variable strictement culturelle mais à mettre en relation aussi avec le vécu, les expériences des individus. Les études sur la victimisation, par exemple, montrent que plus que les événements subis, ce seraient surtout le sentiment de vulnérabilité, souvent lié à l'expérience d'échecs personnels, et le temps d'exposition qui prédiraient le mieux

le sentiment d'insécurité. Peretti-Watel plaide, à juste titre selon nous, en faveur d'un tel modèle de la construction et de la perception du risque. Cette partie sur la perception des risques se termine avec une analyse (qui aurait mérité davantage de place selon nous) du lien complexe entre perception du risque et comportement déclaré, ainsi qu'une distinction entre risques liés à autrui ou résultant de choix personnels.

La dernière partie de l'ouvrage est consacrée au déni du risque, ou comment les individus et les groupes gèrent l'existence et la connaissance des risques. Après avoir présenté le biais d'optimisme (ou optimisme irréaliste) qui consiste à estimer de manière quasi systématique le risque pour soi comme inférieur au risque pour autrui, l'auteur aborde (de manière pas assez rigoureuse selon nous) le paradigme de la dissonance cognitive de Festinger (1957) reprise par Beauvois et Joule (1981) puis celui des représentations sociales. Le passage du concept de perception sociale au concept psychosociologique de représentation sociale a comme avantage de ne pas faire de distinction entre les perceptions « erronées » des profanes et la réalité scientifique, entre « bonnes » et « mauvaises » perceptions, on ne parle plus de biais ou d'irrationalité mais l'on s'attache à découvrir ce que les gens pensent et comment ils pensent, on cherche à comprendre leur logique sociale. Les représentations sociales sont un type de connaissance particulier qui permet aux individus de communiquer et d'intégrer de nouveaux éléments de connaissance dans le savoir ancien, parfois en les distordant pour garder une cohérence générale. Le grand avantage de cette approche est probablement de nous aider à comprendre comment les individus confrontés à un risque l'intègrent dans leur espace cognitif, comment ils lui donnent sens pour « l'apprivoiser ». On accède ainsi aussi à la signification, à la valeur (négative ou positive) attribuée au risque par les individus. Pour terminer, l'auteur nous expose les phénomènes anciens mais toujours à l'oeuvre de bouc émissaire

3 Etude française touchant les jeunes de 15 à 18 ans qui s'intéresse au sida chez les jeunes et mesure également leurs perceptions d'autres risques (voir Lagrange Hugues, Lhomond Brigitte, Marcel Calvez et al. (dir.), « L'entrée dans la sexualité, le comportement des jeunes dans le contexte du sida », Paris : La Découverte, 1997).

saire et de sélection victimaire. Dans le cas du sida, par exemple, on a observé que les individus associaient constamment la maladie à un exo groupe « à risque » et que la sélection du partenaire (rapport uniquement avec des gens que l'on connaît ou qui font partie du même groupe) était supposée protéger de la maladie. On relie la sécurité à ce qui est familier et le danger à l'étranger, le risque ne concerne pas notre groupe mais « les autres ».

Nous rejoignons tout à fait l'auteur lorsqu'il dit, dans sa conclusion, que le déni du risque mériterait d'être étudié de manière massive et systématique. En effet, il importe surtout de savoir comment les individus réagissent à la connaissance et à l'exposition au risque et quel sens et quelle valeur ils lui attribuent, car cette réaction influe selon nous de manière décisive sur l'ensemble des composantes du rapport au risque. Les représentations sociales, l'optimisme irréaliste et le sentiment de contrôle sont à ce niveau certainement plus utiles que les théories de l'*homo oeconomicus* dans la compréhension des comportements des individus et leur attitude face au risque contemporain. Nous avons toutefois noté quelques imprécisions au cours de la lecture, comme par exemple l'inversion de la signification de l'ordalie à la page 209 où l'on apprend que Dieu avait à charge de faire couler l'accusé dans l'eau s'il était innocent. Finalement, nous avons trouvé que les chapitres de cet ouvrage s'enchaînent avec une grande logique, ce qui donne du poids à l'analyse. Nous pensons que cet ouvrage, que nous avons trouvé riche et stimulant, inspirera plus d'une chercheur-se intéressé-e à la question du risque, mais pensons qu'il mérite plus d'une lecture pour qui est peu familier avec la problématique du risque en sciences sociales.

Cédric Gumy

*Institut des Sciences Sociales et Pédagogiques
Faculté des Sciences Sociales et Politiques
Université de Lausanne,
CH - 1015 Lausanne
Tel : 021 692 3237,
E-Mail: Cedric.Gumy@issp.unil.ch*

Nicole Gadrey, *Travail et genre.*

Approches croisées, Paris : L'Harmattan, 2001, 261 pages

Partant du constat que la sociologie du travail et la sociologie des rapports sociaux de sexe restent, aujourd'hui encore et à quelques exceptions près, étrangères l'une à l'autre, Nicole Gadrey tente de répondre à deux objectifs principaux : dans la première partie de son livre, elle s'interroge sur la place du travail dans la sociologie française des rapports sociaux de sexe ainsi que sur la place qu'occupent les femmes dans la sociologie du travail française. Dans la deuxième partie, l'auteure expose les résultats de son analyse en termes de genre des pratiques, des politiques et des discours en matière de travail et d'emploi actuels en France.

L'entrée à la première partie de l'ouvrage se fait par le biais d'une brève introduction aux courants théoriques féministes universaliste et différentialiste et leur manière de traiter la question de la différence entre les sexes. L'auteure conclut que « les deux courants universaliste et differentialiste n'ont guère influencé la sociologie » (page 23). Elle enchaîne avec une série d'ouvrages français pionniers traitant des rapports sociaux de sexe, pour constater que « la sphère professionnelle et le monde du travail salarié y occupent une place secondaire, voire marginale... » (p. 19). Quant à la sociologie du travail, celle-ci serait, aujourd'hui encore, « marquée par l'oubli fréquent de la dimension sexuée ou par l'étude des femmes comme catégorie spécifique ». (page 43). C'est, en effet, ce que démontre sa lecture critique en termes de genre de quelques classiques de la sociologie du travail française, dont le *Traité de Sociologie du travail* de Friedmann et Naville (1962), ainsi que des ouvrages de sociologie du travail, publiés à partir des années 80, qui traitent de thèmes plus spécifiques comme les transformations de l'organisation du travail ou encore les restructurations du marché du travail. Gadrey constate que si l'approche dominante oublie le plus souvent les femmes dans ses problématiques et ses méthodologies, les

études plus récentes s'efforcent d'intégrer la question de la différence des sexes dans leur analyse. Or, celles-ci tombent soit dans un discours universaliste, qui prétend analyser la situation des deux sexes bien que leur appartenance sexuelle ne soit pas précisée et où le masculin sert en fait de référent universel implicite; soit dans un discours spécifique qui intègre la question du genre de manière insatisfaisante en abordant les problèmes de manière asexuée, mais en traitant la situation des femmes dans des chapitres séparés et en la définissant comme spécifique. C'est suite à ces analyses que Gadrey affirme que le travailleur masculin reste, aujourd'hui encore, le référent universel implicite de la sociologie du travail, et ceci malgré une prise en compte progressive de la variable de sexe dans ses analyses. La pertinence de cette hypothèse, et c'est là que réside, selon nous, un des mérites de l'auteure, sera révélée dans la deuxième partie de l'ouvrage. Il existe une exception à cette règle, un courant sociologique qui a réussi à combiner des questions liées au travail et à l'emploi avec une analyse en termes de genre, sans tomber ni dans un discours universaliste, ni dans un discours spécifique. C'est à partir des années 80 que des chercheuses s'interrogent, en France, sur l'ensemble de la sociologie du travail, remettant en cause la notion de travail, notamment en y intégrant le travail domestique jusque là occulté, et en adoptant une analyse en termes de rapports sociaux de sexe et de division sexuelle du travail. C'est ce que l'auteure montre dans le troisième chapitre de la première partie, en présentant une série d'ouvrages issus de ce courant. Bien que le choix des ouvrages présentés paraisse parfois quelque peu arbitraire et que les résumés qu'elle en fait ne soient pas toujours accessibles à des non initié-e-s, ce tour d'horizon permet d'appréhender l'importance cruciale de ce courant pour la sociologie du travail. Trois domaines principaux sont au centre de cette approche : 1. le concept de travail professionnel et domestique, 2. l'analyse de la division sexuelle

du travail et 3. la construction et la reconstruction des inégalités entre femmes et hommes dans le monde professionnel, notamment à partir de l'étude de la féminisation et la masculinisation des métiers et des tâches, des carrières et des salaires, du chômage, de la précarité et de la pauvreté.

Dans la deuxième partie de son ouvrage, Nicole Gadrey fait une analyse critique des pratiques, des politiques et des discours actuels en matière de travail et d'emploi en France. En mettant l'accent sur les rapports sociaux de sexe et en intégrant les deux courants universaliste et différentialiste dans son analyse, elle conclut que « dans la construction des faits sociaux, se conjuguent et s'opposent en permanence deux tendances. L'une, qu'on désignera par le terme de neutralisation, consiste à gommer les différences et à occulter les inégalités entre les sexes dans les débats, les pratiques et les représentations sociales en ne faisant référence à l'individu que de façon générale asexuée (cette tendance s'ancre dans un universalisme souvent inconscient). L'autre, qu'on désignera par le terme de sexuation, met en exergue l'appartenance de sexe et justifie les différences entre hommes et femmes en les attribuant à la nature ou à la division du travail domestique et familial (cette tendance n'est pas sans rapport avec un différencialisme à pente naturaliste). » (p. 93).

Cette hypothèse est notamment confirmée par les analyses que l'auteure fait des règles et pratiques régissant le travail à temps partiel. Le double processus de sexuation et de neutralisation serait particulièrement marqué dans les lois et les débats parlementaires : « Les lois neutralisent les enjeux et présentent de manière asexuée des règles qui n'auront des conséquences que pour certaines catégories de femmes, alors même que les débats parlementaires s'appuient fortement sur les différences entre hommes et femmes dans la sphère domestique et familiale pour justifier le développement du travail à temps partiel. Neutralisation et sexuation sont donc indissociables et permettent la construction d'un relatif con-

sensus mettant en avant le libre choix des individus (neutralisation) et occultant la division sexuelle du travail entre hommes et femmes (sexuation). » (p. 103). Ceci s'avère également vrai en ce qui concerne la construction des qualifications masculines et féminines, notamment dans des secteurs très féminisés. En prenant comme exemple la construction de la qualification d'aide à domicile, Gadrey montre comment, dans les discours sur la face noble du métier d'aide à domicile, qui insistent sur la formation, la qualification et la professionnalisation, sont occultés les rapports sociaux de sexe qui font du travail domestique une activité marquée par la gratuité et la disponibilité permanente, même lorsqu'il est exercé dans le cadre du salariat. A l'inverse, les analyses des conditions de travail et des rémunérations mettent l'accent sur la sexuation de ce métier, où l'on retrouve toutes les caractéristiques des emplois féminins non qualifiés. De même, dans les débats autour des politiques de flexibilisation des relations d'emploi, c'est le discours de la neutralité qui domine. Or, Gadrey démontre que la flexibilité est une construction sexuée, l'intérim étant, par exemple, un mode d'emploi plutôt masculin, tandis que les contrats à durée déterminée et le sous-emploi sont des phénomènes de plus en plus féminins. Quant aux débats et aux réglementations sur le temps de travail, ils sont également marqués par un enjeu sexué important. En analysant l'évolution de la législation française en la matière, Gadrey montre comment des lois neutres peuvent avoir des effets différents pour les hommes et pour les femmes. En ce qui concerne les politiques en matière de réduction du temps de travail, par exemple, l'auteure constate que l'on est passé de la réduction du temps de travail à l'initiative des salarié-e-s (années 70), à l'emploi partiel actuel, mode de gestion du personnel presque exclusivement réservé aux femmes, à l'initiative de l'employeur, caractérisé par des durées de travail courtes et l'obligation d'accepter des horaires particulièrement inadaptés aux ryth-

mes de la vie familiale. En ce qui concerne les lois Aubry, qui définissent le cadre légal de l'aménagement et de la réduction du temps de travail, leurs modalités de mise en œuvre ont été négociées au niveau des entreprises. Or, on constate des différences importantes dans l'application de la loi dans des branches masculines où les syndicats sont dans un rapport de force qui leur permet de négocier, et des branches féminisées où la présence syndicale et la représentation des salarié-e-s dans les instances de négociation sont faibles. Ces différences se sont traduites notamment par une désynchronisation des temps dans les branches à majorité féminine et une réappropriation des rythmes de travail par les individus et les groupes dans les branches à majorité masculine.

Le mérite de Nicole Gadrey réside dans sa relecture de nombreuses études et recherches en sociologie du travail dans une perspective de genre. Cette approche lui permet de montrer, d'une part, comment la sociologie du travail intègre, depuis une vingtaine d'années, la perspective de genre dans ses analyses, et, d'autre part, comment les nouvelles frontières entre femmes et hommes dans le monde du travail sont le résultat de processus de neutralisation, qui occultent les inégalités, et de sexuation, qui renvoient les différences à la nature ou à la sphère familiale.

Natalie Benelli

Institut de sociologie des communications de masse, Université de Lausanne, nat@solnet.ch

Adresse pour envoyer épreuve :

Via Porrettana 78/4, I - 40135 Bologna, Italie

Raymond Boudon, Nathalie Bulle,
Mohamed Cherkaoui (sous la direction de), *Ecole et société. Les paradoxes de la démocratie*, Paris : PUF, 2001, 297 p.

Cet ouvrage reprend les communications faites au colloque Ecole et société : les paradoxes de la démocratie, organisé en juin

1999 à l'université de Paris-Sorbonne. Comme c'est le cas pour beaucoup de publications de ce type, les différentes contributions sont de valeur inégale, et ce qui frappe davantage ici, c'est le manque d'unité entre la première partie de l'ouvrage « les contradictions de l'école dans les sociétés démocratiques », qui rassemble des communications de philosophes, d'essayistes et de sociologues, et la seconde partie qui présente un état de la question, au plan socio-logique et économique, de la démocratisation de l'enseignement (principalement en France et en Grande-Bretagne) et de l'efficience de l'éducation. Ces deux parties ne sont pas vraiment reliées entre elles et les développements d'ordre philosophique ou théorique de la première ne sont pas mis en relation avec les résultats empiriques sur lesquels se centre la seconde, résultats qui sont eux-mêmes présentés dans leur dimension factuelle sans que, dans la plupart des cas, les auteurs se risquent à des développements théoriques ou explicatifs approfondis.

La première partie qui porte en titre « Les contradictions de l'école dans les sociétés démocratiques », s'intitulerait plus justement « les contradictions des réflexions philosophiques et théoriques sur l'école dans la société actuelle ». M. Cherkaoui, reprend, pour la situer dans son contexte historique, une thèse qu'il a développée ailleurs sur deux conceptions irréductibles de l'égalité des chances correspondant à deux conceptions elles-mêmes irréductibles de la démocratie. Dans un cas, il s'agit de créer les conditions du développement des potentialités de tous, dans le second de créer les conditions d'une compétition généralisée entre tous. Dans sa contribution, G. Coq défend au contraire – et de façon plus solidement argumentée – la thèse selon laquelle le propre d'une société démocratique est précisément d'avoir à faire coexister une logique « égalitaire » (donner à chacun la base de connaissances et de compétences nécessaires pour vivre dans une société démocratique) et une logique « élitaire » (permettre à chacun d'aller aussi loin qu'il le désire et qu'il est en

mesure de le faire dans le développement de ses potentialités). Ces deux logiques ne sont pas irréductibles mais il s'agit de les faire tenir ensemble, sans jamais céder sur l'une ou sur l'autre, dans la mesure où l'école est « le lieu de négociation du compromis qu'impose la démocratie entre l'individu et la société » (p. 57). Cette tension expliquerait le fait que le système éducatif soit voué à la crise en régime démocratique. On peut toutefois se demander si l'auteur n'assimile pas trop rapidement l'individu qu'il appelle « démocratique » avec l'individu de la théorie libérale, qui, selon lui, met en crise l'école. Mais l'inverse nous paraît tout aussi vrai : n'est-ce pas l'institution scolaire qui met en crise la conception libérale de l'individu, en rappelant que ce qui fait l'homme libre c'est son appartenance à une culture, son appropriation d'une mémoire, sans lesquelles il n'y a pas de monde commun possible. On ajoutera que malgré son très grand intérêt, cette contribution n'échappe pas complètement à un défaut quasi congénital de l'essayisme français consistant à ne jamais désigner clairement le contradicteur¹ (défini ici comme étant « la pensée dominante ») et par suite à se dispenser d'en analyser rigoureusement la pensée (la contribution de P. Nemo dans cet ouvrage pousse l'exercice jusqu'à la caricature).

L'analyse de cette « pensée dominante » pourrait réservier des surprises et A. Renaut apparaîtrait sans doute comme l'un de ses représentants les plus intelligents et les plus habiles dans son passionnant effort pour dégager les implications de la pensée libérale en matière de finalités éducatives et de dépasser les conclusions trop pessimistes à ses yeux d'H. Arendt. Sa contribution (*L'éducation des Modernes*) est en fait la présentation de son ouvrage récemment paru² qui analyse l'évolution des conceptions de l'enfant et de l'éducation chez les

1 Seul Bourdieu est cité, mais G. Coq en propose une lecture selon nous discutable.

2 A. Renaut, *La libération des enfants*. Paris: Bayard/Calmann-Lévy, 2002.

penseurs libéraux, et ce du point de vue d'un penseur lui-même libéral, qui résistant à la dérive libertarienne et communautaire, n'en maintient pas moins les prémisses. Comme G. Coq, mais précisément sans expliciter aussi clairement le rôle de l'institution scolaire dans la construction de l'« individu », il conclut que les problèmes actuels de l'éducation tiennent au fait que la « dynamique moderne et démocratique d'égalisation des conditions » n'a jamais été poussée aussi loin (p. 43).

C'est toujours de la « pensée dominante » (dans le contexte français) qu'il s'agit dans la contribution de N. Bulle, qui compare l'évolution de l'enseignement secondaire du début du siècle à la fin des années 20 aux Etats-Unis (affirmation de principes pédocentriques et aspiration à la seule efficience sociale) et la « mutation pédagogique française des années 1980–1990 » (p. 123), procédant de « l'évanouissement du bien-fondé de la transmission des savoirs » (p. 123). Malheureusement, si l'analyse de cette évolution est bien documentée pour les Etats-Unis, elle l'est beaucoup moins pour la France dans le travail de N. Bulle. Pourtant, traitée comme une hypothèse de travail et non comme thèse démontrée, cette comparaison, menée avec rigueur pour le contexte français (s'attachant à l'analyse des analogies et des différences sur la base de textes représentatifs), serait de nature à éclairer les débats actuels sur l'école.

Avec l'article de M. Hirschhorn, on quitte résolument le champ de l'essayisme pour accéder à une analyse rigoureuse et fort éclairante d'une formule qui a fait fortune en France, notamment dans les milieux enseignants, pour définir l'attitude des familles face à l'école, celle de « parents consommateurs d'école ». Si cette formule lui paraît « partiellement inadéquate et même métaphorique » (p. 81), elle n'en constitue pas moins, selon elle, un « analyseur pertinent » (p. 81) de l'évolution du rapport des familles à l'institution scolaire. En toute rigueur, pour qu'il y ait consommation, il

faut qu'il y ait offre et demande d'un bien ou d'un service et constitution d'un marché qui les met en rapport. Y a-t-il demande ? Un détour par l'histoire permet de montrer qu'il y a bien aujourd'hui demande d'école (certification, diplômes), mais l'école est un service « instrumental », c'est-à-dire permettant d'atteindre un but différé (la mobilité sociale ou l'entrée sur le marché du travail) et impliquant en outre que le demandeur (élèves ou familles) participe étroitement à sa qualité et à son efficacité (un service qui n'est donc pas extérieur au consommateur). Y a-t-il enfin un marché ? Certaines évolutions du système d'enseignement français vont dans ce sens : plus grande autonomie des écoles, désectorisation très partielle, zapping entre enseignement public et privé, mais elles ne touchent véritablement que les classes moyennes et notamment des enseignants. Toutefois cette attitude de « stratège » ou de « consommateur » place ces familles dans la position paradoxale de souhaiter des écoles d'élites, mais dont l'accès ne soit pas rendu impossible par les exigences posées à l'entrée. Ce n'est donc que de façon très métaphorique et partielle qu'on peut parler de parents « consommateurs d'école ».

La seconde partie : « Evolution des inégalités et efficacité de l'école », est intéressante dans la mesure où elle présente des travaux (ainsi qu'une large part des méthodes d'analyse utilisées), qui par delà leurs terrains différents, mettent en évidence le jeu existant entre école, société et individu. Jeu qu'il faut comprendre aux deux sens du terme : c'est à la fois l'espace de la stratégie, de l'action individuelle et une zone plutôt sous-déterminée où les éléments, s'ils sont bien liés, ne réagissent pas de manière unique au changement, décrivant ainsi une certaine latitude dans l'agencement du jeu social. En effet, les liens entre fonctionnement de l'école, stratégies des acteurs et évolution sociale ne sont jamais purement mécaniques, mais se développent dans un espace entre marché, actions individuelles et évolution des institutions. On observe ainsi,

en différents points d'articulation entre le système de formation et le fonctionnement social, comment ce jeu se construit, toujours partiellement, comment il développe en partie ses effets mais aussi des effets contraires (ou inhibants), comment il s'élaboré entre changement et reproduction. En d'autres termes, ces textes exposent, sur des points précis, mais aussi, par leur juxtaposition, de manière plus générale, la complexité des interactions entre école, individu et société.

Pour R. Boudon (les causes de l'inégalité des chances scolaires), l'inégalité des chances est la résultante d'une réussite scolaire socialement différenciée et de décisions d'orientation qui le sont aussi. Double effet qui se reproduit à chacune des « bifurcations » du système de formation, ayant ainsi un effet multiplicatif. Sur la base de ses données (françaises), il constate d'ailleurs que les différences de décisions d'orientation contribuent davantage à l'inégalité des chances que les différences de résultats scolaires. L'inégalité des chances apparaît donc comme fortement influencée par la représentation que les élèves et leur famille se font de l'importance de l'investissement scolaire et leurs attentes à son égard. Il explique ainsi le peu de résultats sur les inégalités des chances scolaires des différentes politiques « pédagogiques » (pédagogie compensatoire par exemple) et préconise des mesures articulant plus fortement orientation et résultats scolaires afin de réduire cette zone d'incertitude des choix d'orientation. On peut cependant objecter que l'école peut être aussi un lieu d'apprentissage du choix, ne supprimant pas cette zone d'incertitude, mais donnant à chacun des outils pour construire son orientation.

Les deux articles suivants traitent de l'évolution des inégalités des chances scolaires et sociales (L'évolution des inégalités des chances sociales et scolaires en France au cours des quinze dernières années, M. Forsé, et La mesure des évolutions des inégalités sociales et scolaires en longue période, L-A. Vallet). Il ressort que la forte

mobilité sociale observée ces dernières décennies est essentiellement due à une modification structurelle de l'appareil de production (mobilité structurelle) et beaucoup moins à une modification des chances d'accéder à tel ou tel type de position compte tenu de sa situation de départ (fluidité sociale). On constate néanmoins une lente érosion (d'ailleurs non linéaire) du lien qui unit milieu d'origine et niveau d'étude, érosion qui ouvre ainsi les possibilités de changement de positionnement social. Cependant l'égalisation des chances scolaires ne produit pas automatiquement une égalisation des chances sociales. M. Forsé relève deux effets qui contrarient cette évolution, d'une part la baisse du rendement des diplômes (plus ils sont communément partagés, moins l'avantage relatif qu'ils procurent est grand) et d'autre part, le rendement social d'un diplôme est d'autant plus important que le milieu d'origine est élevé.

R. Breen et J. Goldthorpe (*Classes sociales, mobilité et mérite : l'expérience de deux cohortes britanniques*) proposent, sur la base de l'observation de la mobilité sociale de deux cohortes (individus nés en 1958 et en 1970), une analyse critique de la notion de méritocratie (définie comme la composition des aptitudes, des efforts et des qualifications scolaires) comme élément susceptible d'expliquer les processus de mobilité sociale. Leurs travaux montrent que l'hypothèse d'une sélection méritocratique doit plutôt être rejetée en raison de son faible pouvoir explicatif sur les processus de mobilité sociale. De plus les effets tendent à diminuer pour la seconde cohorte indiquant ainsi que la sélection méritocratique n'est pas en expansion, du fait, selon les auteurs, de la massification scolaire (des compétences et certifications scolaires largement partagées ne donnent plus un grand avantage relatif) et de la polysémie des concepts comme le mérite ou l'aptitude (concepts que chacun, et notamment les employeurs et les décideurs, peuvent définir selon la représentation qu'ils en ont, dans le cadre d'une économie de marché).

N. Damoiselet et L. Lévy-Garboua (*Comparaison des systèmes éducatifs : une approche économique*) présentent une description de la production de capital humain de 16 pays de l'OCDE sur la base des données issues des indicateurs de l'OCDE et de données supplémentaires recueillies auprès d'experts de différents pays (on peut regretter cependant la faible fiabilité des secondes données : l'avis qualitatif d'un seul expert par pays – au plus deux –, assimilé à des données factuelles, conduit au fil de l'analyse à transformer des opinions en faits). Un modèle théorique simplifié du fonctionnement des systèmes éducatifs est présenté, fondé sur l'hypothèse que ceux-ci produisent deux types de capital humain : de l'« éducation », (développement des aptitudes générales d'acquisition de savoirs, qui sont rapidement détectables) et de la « formation » (savoirs spécifiques, s'élaborant plus tardivement), ce qui pose la question du mode de différenciation et de sélection. Une typologie des systèmes éducatifs est élaborée ; elle porte sur les modes d'optimisation des aptitudes générales et des savoirs spécifiques et conduit à la conclusion que les modalités de différenciation ne doivent pas être trop précoces au risque de ne pouvoir orienter les élèves selon des talents plus tardivement révélés et de générer ainsi une « perte » en termes de production de capital humain.

T. Shinn (*L'école entre le laboratoire et l'entreprise*) analyse les liens entre croissance industrielle, recherche et formation, sur le long terme (depuis la seconde moitié du 19^e siècle). Il met en lumière la façon spécifique dont ces trois éléments s'agencent dans divers pays. Cet agencement permet de définir une sorte de milieu facilitant ou non le développement industriel. L'auteur présente quatre modèles, deux favorisant l'essor industriel : l'hétérogénéité allemande et le polymorphisme américain, et deux freinant plutôt cet essor : le centralisme français et la sous-détermination anglaise. Ces modèles de développement contrastés apparaissent en contradiction avec les théories qui prédisent une homogénéisation des modes d'articulation entre recherche, enseignement et industrie, en raison de la globalisation. L'auteur postule au contraire que si dans certains secteurs cette homogénéisation est probable, dans d'autres les modèles particuliers résisteront, voire s'étendront.

Bernard Favre

Service de la recherche en éducation (SRED)

12 quai du Rhône 1205 Genève

bernard.favre@etat.ge.ch

François Rastoldo

Service de la recherche en éducation (SRED)

12 quai du Rhône 1205 Genève

francois.rastoldo@etat.ge.ch